

Feldweihnacht.

Kamerad, als wir marschieret, die Sonne schien noch heifer, da haben grüne Reiser den Helm uns schön geziert.

Wir sind wohl lange fort. — Der Schnee deckt rings die Felder und jede Nacht wird kälter — Die Reiser sind verdorrt.

Und heut soll Weihnacht sein! Es fallen große Flocken. Gewiß: bald läuten Glocken zu Haus den Abend ein.

Kamerad, nun keine Scham! Wie wir das alle wissen: Oft haben wir verblissen, was uns ins Auge kam.

Ich seh es ganz genau: Im schwachen Lampenschimmer zwei Suben still im Zimmer und eine blasse Frau . . .

So geht es mir und dir. Was kann uns besser einen, als daß wir alle meinen, die Liebsten wären hier!

Schon kommt die finstere Nacht; da leuchten keine Kerzen, und doch in unsrem Herzen ist hell ein Glanz erwacht.

Der Heimat diesen Gruß, eh ich zur Wehre greifen und auf Patrouille streifen und wieder schleichen muß.

Karl Bröger.

Wo der Schnee leuchtet.

Von Hans Karud. (Schluß.)

Auf dem Gipfel der Graufuppe atmeten sie auf, erleichtert wie Schwimmer, die lange unter Wasser geblieben sind und an die Oberfläche heraufkommen: höher konnten sie nicht kommen. Die Sonne stand niedrig im Süden, um sie herum bis an den fernsten Horizont ein unendliches weiches Meer, mit glühenden Wellenlägen nach allen Seiten. Und die Luft war so dünn und leicht und durchsichtig, man fühlte keine Spur von Nüchtheit.

wohl eine Stunde über die weisse Ebene fort. Jetzt begann die Müdigkeit sich zu melden; sie traten unwillkürlich schwerer auf, die Spuren wurden tiefer. Sie gerieten zwischen hart zusammengepackte Schneewehen in einer Senkung. Da trat unvorsichtigerweise schwer auf den einen Ski, als dessen beide Enden auf einer Schneewehe ruhten, während die Unterstützung in der Mitte fehlte, und knack! brach er in der Mitte durch, direkt unter der Bindung. Sie waren so vertraut mit dem Skilaufen, daß sie wußten, dies war kein Späß so weit oben im Gebirge, aber es galt den Mut nicht zu verlieren, und Olaf sagte auch nur: „Da ging der Weihnachtsabend zum Teufel.“

„Ja, was machen wir nun?“ „Zunächst binden wir den Ski wieder zusammen.“ Sie nahmen den einen Skistock, teilten ihn in zwei Teile und legten ein Stück auf und eins unter den gebrochenen Ski. Dann packten sie alle Sachen in einen Rucksack, nahmen die Riemen von dem anderen und schnürten die Stübe fest. Der Ski hielt zusammen und war tragfähig, aber er konnte ja nur durch den tiefen Schnee geschleppt werden, hing nur fest und glitt nicht.

Er erfolgte eine kurze Beratung. Sie sahen augenblicklich ein, bis zum Kirchspiel hielten sie auf einmal nicht aus, und mit der Geschwindigkeit, die sie nun haben würden, konnten sie es vor Witternacht auch nicht erreichen. Aber Olaf wußte, daß ungefähr eine Meile entfernt der Döbbsfackel lag; dorthin mußten sie zu gelangen suchen, da hatten sie wenigstens ein Dach überm Kopf, und von dort war vielleicht ein Winterweg ins Tal hinab. Sie zogen Karte und Kompaß hervor, bestimmten genau die Richtung und machten sich auf den Weg.

Es ging langsam, und es ging schwer. Alle halben Stunden wechselten sie die Skier und ruhten. Als sie viermal gewechselt hatten, begann es zu dunkeln. Es wurde nicht eigentlich dunkel, aber alle Konturen verschwanden, alles wurde ganz gleichartig, sie sahen nichts als ein einförmiges Weiß. Sie konnten die Spur hinter sich nicht mehr erkennen und mußten fortwährend den Kompaß zu Rate ziehen. Schließlich konnten sie auch den nicht mehr sehen, ohne Streichhölzer zu Hilfe zu nehmen. Das hielt auf, so sehr sie auch die Fahrt zu beschleunigen suchten.

Es wurde dunkler, aber damit kam mehr Leben in die Landschaft; die Sterne traten klar und blinkend hervor und gaben einen zitternden Widerschein in dem körnigen Schnee; der Himmel wurde tiefblau, fast schwarz.

Zwei Wechsel waren wieder zurückgelegt, sie blieben stehen und sahen auf den Kompaß.

Da sagte Peter: „Jetzt kann ich bald nicht mehr.“ „Wir müssen gleich da sein.“ Wieder legten sie eine Strecke zurück, tauchten die Skier und wollten weiterziehen. Da blieb Peter stehen: „Ich kann nicht mehr“, und setzte sich nieder. Jetzt merkte auch Olaf, daß er totnübe war. Er blieb ein wenig ungeschicklich stehen: „Sich in den Schnee eingraben — das kann schlecht ablaufen in dieser Kälte, und ruhen wir, so schlafen wir ein. Du mußt noch ein bißchen versuchen!“

„Ich kann —“, mehr brachte er nicht heraus. Ein flimmernder Lichtschein ergoß sich einen Augenblick wie ein breiter Regen über den Schnee, wie von einer Tür, die geöffnet und wieder geschlossen wird. Da hörten sie auch das Zufallen der Tür.

Die beiden waren einen Augenblick ganz ruhig, wie nach einer Offenbarung. Sie mußten am Saeter sein. Aber, daß Leute dort waren — heute, am heiligen Abend —?

Sie nahmen sich nicht Zeit, darüber nachzudenken, sondern standen auf und gingen vorwärts — ja, ganz richtig, sie stiegen auf das Gatter, es war der Saeter. Sie schnallten die Skier von den Füßen und schritten auf die Tür los. Von drinnen drangen Worte und Gelächter heraus.

Sie klopfen. Da hörten sie, daß jemand aufsprang, und es wurde ganz still.

Sie öffneten und traten ein. Sie konnten gerade eine Frau erkennen, die mit einer Schöpfkelle am Herd stand, sie hatte eben Wasser auf Feuer gegossen, so daß es völlig dunkel war.

Olaf nahm das Wort: „Guten Abend!“ „Guten Abend!“ „Wir haben Niggesjäd auf unserer Tour übers Gebirge heute“

*) Saeter = Sennhütte.

gehört und sind froh, Leute hier zu treffen, wer es auch sei. Wir können wohl über Nacht hierbleiben?“

Sie stand lange da und sagte kein Wort. Dann nahm sie einen Brand vom Herd und leuchtete ihm ins Gesicht.

„Giß Himmel, ist das nicht der gute Herr Gutsbesitzer!“ Und — sie beleuchtete auch den anderen, der auf einen Schemel niedersank war — „der Herr Oberdirektor, aber so bloß —! Komm vor, Andreas! Die sind nicht gefährlich.“

Es war Andreas Leichfuß, der aus dem dunkelsten Winkel, hinter dem Teufel, hervorgetreten kam.

Es wurde ein munterer Weihnachtsabend auf dem Döbbsfackel. Der Feischmaus stimmte aus der Vorratskammer auf Kammtadt — sie möchten Andreas verzeihen, er hätte keinen besseren Ort gewußt, wo er die Weihnachtslojt hätte holen sollen. — Und ob es sich nun für einen Gefängnisdirektor ziemte oder nicht, es läßt sich nicht leugnen, daß er sowohl wie der Herr Gutsbesitzer den Weihnachtsabend durch einen Tanz mit dem Niggenweib einweiheten, während Andreas Leichfuß dazu krällerte. Und da zeigte sie ihnen auch zwei alte schräge Kreuze, die in die Wand eingeschnitten waren, sie konnten wohl selbst erraten, was die zu bedeuten hätten, nachdem es ihr erit gelungen war, den Oberdirektor dazu zu veranlassen, sie und die Winterjehnsucht ins Gefängnis zu Andreas einzuschmuggeln.

Als sie am nächsten Tage ins Tal hinabzogen, versprochen sie unaufgefordert — sie hatten gleichsam ein besseres Verständnis für die Winterjehnsucht bekommen — darüber zu schweigen — sie gehörten ja nicht zur Polizei.

Da sagte Andreas, daß er nur Ferien bis über Neujahr haben wollte, dann würde er sich fangen lassen und den Rest abfügen — es wäre sowieso nicht daran zu denken, darum herumzukommen. Aber von der Bewirtung konnten sie gern schweigen, er möchte ungeren Juloge haben. Deutsch von Friedr. Leskien.

Vollkorn-Ernährung.

Schon vor dem Ausbruch des Krieges ist von ärztlicher Seite mehrfach auf erhebliche Mängel unserer Vollkornernährung hingewiesen worden, die nach Ausbruch des Krieges naturgemäß noch verdoppelt worden. In den Blättern für Volksgesundheitspflege hat damals Dr. Klopfer betont, wie unrationell bei uns zu Lande meist die Kartoffeln und Gemüse gelocht werden. Bei den Kartoffeln wird die Schale der rohen Kartoffel einfach entfernt und die Kartoffeln unter Zugabe von viel Kochsalz weich gelocht. Die Bröde, die die Nährsalze und das lösliche Eiweiß enthält, wird weggegoßen und nur der hauptsächlich Stärke umfassende Inhalt der Kartoffel wird genossen. In ganz ähnlicher Weise werden auch die Gemüse vielfach erst ausgelaugt und dann mit einer besonderen Sauce angemacht. Am schlimmsten ist aber, daß das Brot, dieses wichtigste Nahrungsmittel, nicht in normaler Weise zusammengesetzt ist. Die Mählentechnik hat sich nach gewissen äußerlichen Gesichtspunkten entwickelt und dadurch ist ein förmliches Wettlaufen in bezug auf die Herstellung weicher Roggenmehle entstanden. Dadurch ist ein immer strohiger werdendes charakterloses Roggenbrot entstanden, das zu einer Verweichlichung unserer Verdauungsorgane geführt hat. Es ist ein ganz falscher Weg, den die Technik eingeschlagen hat, indem sie bei der Getreidevermahlung immer mehr auf die Ausschaltung der Randzone und damit auf die Gewinnung ganz weicher Roggenmehle ausging. Man hätte vielmehr die äußere Randzone mit verarbeiten müssen, um sie so aufzuschließen, daß sie für unsere verdöhten Verdauungsorgane besser ausnugbar ist.

Auch in bezug auf andere Nahrungsmittel läßt die Technik sich nur von äußeren Rücksichten leiten, das sieht man bei der Verarbeitung des Reises, bei dem fast ganz allgemein die eisenbeifarbene an Eiweiß und Nährsalzen besonders reiche Schicht abgeschliffen wird, worauf der Reis noch mit einer Mischung von Stärkeguder, Wasser und feingemahltem Talkum poliert wird, wodurch er ein durchscheinendes Aussehen erhält. Es ist aber längst festgestellt, daß die Entfernung dieser Randschicht mit ihren wichtigen Nährstoffen beim Reis sehr schädlich ist und daß zum Beispiel die Verdürrkrankheit auf den dauernden Genuß eines so bearbeiteten unvollständigen Reises zurückzuführen ist. In der Randzone von Reis, Weizen, Roggen usw. sind außer den Nährsalzen noch andere Stoffe vorhanden — (man nennt sie Vitamine), die sicherlich bei unserer Ernährung eine wichtige Rolle

Die Puppe.

Skizze von Ernst Prezang.

Frau Martha Huschke war ja nun sehr glücklich, als sie ihren Mann auf dem Bahnhof in Empfang genommen, ihn durch das Gewühl geleitet und ihn endlich in der Droschke verstaubt hatte. Aber ihre fürsorglichen Hände konnten auch dort nicht zur Ruhe kommen. Während der Rutschier lauft die Peitsche über den alten steifbeinigen Schimmel schnalzen ließ und das Gefährt sich langsam in Fahrt setzte, klopfte Frau Huschke mit ihren Händen, immer beweglichen Händen die Wolldecke um den Gatten fest und fragte dreimal: „Riechst Du auch wirklich nicht?“

Richard Huschke schüttelte lächelnd den bärtigen Kopf, ließ sie nachsichtig gewahren, lehnte sich tief in die Ecke und sagte gähnend: „Schön ist das, Martha. Schön, nach Hause zu kommen und warm eingewickelt zu werden.“

„Besonders, wenn's grad Weihnachten ist, Richard.“ „Ja, nicht wahr? Weihnachten! . . . Die armen Kameraden da draußen. Was werden die für Lichter anstecken!“

Sie tastete an seinem Kermel entlang, noch immer für ihn besorgt und strich ihm das Haar hinter's Ohr. Er zuckte zusammen und hielt ihr die Hand fest: „Ist schon gut, Martha. Und den Kopf, nicht?, den läßt Du zufrieden.“

„Ich wollt' ja bloß die Rüge.“ „Die Hauptsache ist, daß der Verband festhält. Es heißt ja gut, aber wenn mir gerade einer an die Stelle kommt, wo die verdammte Russenlugel 'nen Hopp'n rausgebissen hat, dann komm' ich noch immer lächeln!“

„Ich werd' mich jetzt ganz in acht nehmen, Richard!“ „Und dann, Martha: keinen Radou, hörst Du? Ich mein' zu Haus mit dem Rinde und so. Es geht mir alles durch und durch.“

„Bieschen ist so artig, Richard.“ „Ra, und ich.“ „Ja, Du bist auch artig.“ Er lachte und tätschelte ihre Hand, die er noch immer festhielt. „Ich weiß ja. Sag' auch bloß so, daß Du Bescheid weißt.“ Sie wollten sich ja noch gar nicht weg lassen aus dem Logarett. Reichlich früh, mein lieber Huschke, sagte der Oberstabsarzt. Aber ich hab' natürlich mächtig forsch gehört, und dann: Weihnachten. Das Wort macht ja jeden ein bißchen weidlich. Kurz und gut, ich hab' versprochen, ganz vorsichtig zu sein, und dann ging's.“

„Wie ich mich über Dein Telegramm gefreut habe, Richard, das kann ich Dir gar nicht beschreiben. Nun haben wir doch noch die richtige Weihnachten, hab' ich zu Bieschen gesagt, und dann bin ich mit ihr in der Stube herumgetanzt. Einen Baum und was dazu gehört, hab' ich gleich gestern besorgt. Der ist fertig zum Brennen. Bloß Richard —, sie zögerte.“

„Ra, was denn, Martha, sag's doch.“ „Für uns, mein ich — wir brauchen uns ja nichts zu schenken. Aber für Bieschen. Das Kind will so gern 'ne größere Puppe haben. Ich wußt' nicht, ob ich es in dieser Zeit d'ranwenden darf.“

„Aber gewiß, Martha.“ Er holte sein Portemonnaie eilig aus der Tasche und gab es ihr. „Ich hab' doch nun wochenlang gelpart. Und das Kind freut sich gewiß schon darauf. Laß vor irgendeinem Warenhaus halten und nimm sie gleich mit, sonst fehlt doch einem in der Familie.“ Er lachte. So geschah es auch.

Aber nachdem Frau Huschke diese Sorge los war und den Papplarton mit der Puppe im Wagon hatte, überfiel sie eine neue Larübe: „Wenn Du nur erst die vier Treppen 'raufwärt, Richard! Ich hab' Dich nicht auf dem Sofa habe, du ich nicht zufrieden. Deine Hausjode hab' ich schon hingelegt und Deine Pantoffeln hinter den Ofen gestellt.“

Huschke lehnte mit geschlossenen Augen in der Bogenecke und sicherte leise: „Du, das haben wir im Schützengraben auch immer so gemacht. . . . Aber wegen der vier Treppen sei man unbeforgt: ich lauf' ja nicht auf dem Kopf.“

Sie lächelte. Er hielt wieder ihre Hand in der seinen, und in ihr wurde es ganz ruhig. Die peinliche Unsicherheit der vergangenen Tage löste sich auf; aus seiner Hand ging es wie ein Kraftstrom in sie über, und eine zuckersüßliche stille Heiterkeit erfüllte sie. Der alte steifbeinige Schimmel trabte noch immer in eintöniger Gleichmäßigkeit durch die Straßen. Sie wohnten draußen in der äußersten Vorstadt. Menschen tauchten auf und verschwanden, Autos jagten an ihnen vorbei, und zuweilen warf ein großer, besser Laden mit blinkender Auslage seinen Schein auf den Wagon. Nun sah Frau Huschke, daß ihr Mann schlief, das Rädeln von vornhin noch auf den Lippen. Und sie wünschte, die Fahrt möge nicht vor seinem natürlichen Erwachen enden.

Aber endlich waren sie doch am Ziel, nachdem sie noch einige hundert Meter auf einem holperigen Steinpflaster zurückgelegt hatten. Das rüttelte ihn auf; er starrte ein wenig schredhaft umher, beruhigte sich aber gleich wieder.

„Wir sind da, Richard.“ „Du Hause.“ „Du Hause.“

Sie lockte den Aufsteher ab und drängte ihren Mann mit vorsichtiger Hast durch Tür und Haustür. Dann geleitete sie ihn wie einen Lahmen die Trepps hinauf, trotzdem er sicher Stufe für Stufe nahm. Ihre sorgenvolle Miene überwachte jeden Schritt. Als er sich oben ein wenig erholte an's Geländer lehnte, meinte sie bedeutsam: „Ja, siehst Du! Das Steigen greift doch auch den Kopf an.“

„Du hast eben wieder recht, Martha.“

Und dann waren sie in der Stube. Im Ru brannte das Licht. Huschke redete fröhlich die Arme und sagte noch einmal: „Du Hause!“ Aber er hatte nicht viel Zeit, sich diesem Gefühl ganz hinzugeben, denn nun bemühte sich seine Frau, ihn mit möglichster Eile aus Mantel, Rock und Stiefeln zu bringen. Der Ofen strömte eine beängstigende Wärme aus, aber Huschke mußte noch in die dicke Hausjode kriechen. Und als er lachend auf dem Sofa saß, steckte Frau Martha ihm jeden Hilfsantoffel einzeln an die Füße. Er ließ den frohen Blick durch den alten, bekannten Raum und über den kleinen, silberblühenden Tannenbaum schweifen und sagte tief auf-

atmend: „Ja, Mutter, hier ist es noch schöner als in der Droschke.“

„Aber wo ist Bieschen?“ „Gleich!“ Die kleine, lebendige Frau wirbelte erst noch einige Male aus der Stube in die Küche und umgekehrt, packte den Karton aus und setzte die Puppe mit dem Gesicht nach der Tür auf Bieschens Platz unter den Weihnachtsbaum, neben den Teller mit Äpfeln, Kapseln und Pfefferluchen. Dann zündete sie die Kerzen an, stand eine Weile prägend vor dem Baum und sagte mit stolzen Augen: „Du bist unser Geschenk, Richard, und eigentlich mühte ich Dich unter den Baum legen. . . . Nein, bleib man sitzen. . . . Etwas hab' ich aber doch für Dich, hier.“

Sie brachte ihm eine Pfeife und einen gefüllten Tabakbeutel. Dafür erhielt sie einen Kuch, und zwar einen recht langen, und dann sagte er: „Kauf Dir aus meinem Portemonnaie, was Du willst, Martha!“

„Nein. Erstens hab' ich Dich selber ja schon, und Du kannst Dich auch viel billiger rebanchieren. Gib mir noch solch' einen Kuch, Richard! Aber genau so!“

Das fünfjährige Bieschen besand sich bei einer Nachbarin. Als es hereingeführt wurde, blieb es mit großen, staunenden Augen stehen.

„Die Puppe!“ schrie sie juchzend und lief darauf zu. Bögerts dann und fragte säuerlich: „Ist das meine?“

„Die Mutter nicht lächelnd.“ „Ich, die ist aber fein!“ Vorsichtig nahm sie das Geschenk auf den Arm und bedauerte es genau.

„Das hat Dir der Weihnachtsmann mitgebracht. Sieh mal, da hinterm Baum, auf dem Sofa, sitzt er.“

Bieschen spähte vorsichtig um den Baum herum, trat einer Schritt näher und betrachtete neugierig, mit unsicheren Augen den Vater. Dann sah sie fragend zur Mutter auf.

„Ja, kennst Du Deinen Vater nicht mehr?“ „Vater hat doch nicht solchen langen Bart!“ Die Eltern lachten laut.

„Lachen tut er wie Vater,“ meinte Bieschen. Ihre Neugier trieb sie ihm näher und näher, er ließ sie lächelnd herankommen.

„Bist Du Vater? Wo hast Du den großen Bart her?“ Da ergriß er sie, die sich noch ein wenig sträubte und krampfhaft die Puppe im Arm hielt, und küßte das Kind stürmisch ab. „Kennst Du mich jetzt?“

Sie nickte. „Den ollen Bart mußt Du abschneiden. . . . Hast Du mir die Puppe mitgebracht? . . . Schöne Puppe!“ Sie streichelte sie liebevoll.

Und während Frau Huschke ein und aus ging und den Tisch besorgte, kündelte der Vater glücklich mit dem Kinde. Er hatte sich in die Ecke zurückgelohnt, horchte auf das Geplauder, blühte in das leise Flüstern der Baumkerzen und geriet in ein leichtes Träumen. Bieschen hatte sich, nun ganz zutraulich, tief in seinen Arm gelehnt und sang leise mit ihrem feinen, dünnen Stimmchen: „O du selige, o du fröhliche, quadenbringende Weihnachtszeit.“

Frau Huschke blieb in der Tür stehen mit großen, glücklichen Augen. Hinter ihr drängte die Nachbarin mit ihrem siebenjährigen Sohn herein.

Spielen. Obwohl man das weiß, ist es in Deutschland wohl aus- geschloffen, einen richtigen Vorrat zu bekommen. Da der Preis für die Brotvermehrung in Deutschland nicht dieselbe Rolle spielt wie das Brot, wäre es allerdings noch wichtiger, Volkorn- mehl herzustellen.

Die darauf gerichteten Bemühungen waren meist auf die Auf- schließung der Kleie beschränkt, die dann dem weißen Mehl zu- gemengt wurde. Richtiger wäre es jedenfalls, bei der Herstellung von Vollkornmehl vom ganzen gereinigten Roggenkorn aus- zugehen, es in einem einheitlichen Arbeitsgange und auf rein mechanische Weise in Vollkornmehl zu verandeln. Das Vollkornmehl braucht bei der Teigbereitung mehr Wasser als helles Roggenmehl, man könnte aber die Grenze bestimmen, indem man festsetzt, daß aus 100 Kilogramm Vollkornmehl nicht mehr als 140 Kilogramm Vollkornbrot gebacken wird. Ein solches Brot hält sich viel länger frisch und genießbar als das schnell austrocknende und schnell strohig werdende helle Roggenbrot. Der Bundesrat hat ja auch eine stärkere Anmahlung des Brotes an- geordnet, so daß also das Kriegsmehl mehr Kleie enthält. Daß solches Vollbrot nicht schädlich ist, sondern vom menschlichen Körper sogar besser ausgenutzt wird, ist vor zwei Wochen auch in der Berliner Physiologischen Gesellschaft auf Grund eingehender Ver- suche von Jung dargelegt worden. Ruch auf eine andere günstige Folge der Vollkornmahlung weist Klopfer hin. Nur sehr wenige Menschen erfreuen sich gesunder Zähne. Eine Vollkornmahlung mit ihrem normalen Gehalt an Nährsalzen würde in dieser Be- ziehung wahrscheinlich Wandel schaffen.

Theater.

Komödienhaus: Wiedermeier, Lustspiel von Walter Stein. Nach einem ziemlich langweiligen, dürftigen ersten Akte lenkte das Stückchen in die Wagnen einer gefällig temperierten Unterhaltbarkeit ein und brachte es zu einem freundlichen Heiterkeits- erfolge. Der beliebte Komödienkonflikt konservativ an dem Gewohnten haltender Alten in einer der Bevormundung erwachsenen, respekt- los neuerungsfähigen „modernen“ Jugend wird hier in den Kostümen der Wiedermeierzeit am Beispiel einer leinwandlichen Kaufmanns- firma abgehandelt. Lohmeyer jun., den der Papa zur Ausbildung nach Berlin geschickt, kehrt von der künftigen Weltstadt mit gefähr- lichen Umsturzideen zurück. Er will die Gänsele auf dem Schreib- tisch durch richtige Stahlfedern, das alte Hauptbuch, in dem die Zahlen niemals stimmen, durch italienische Buchführung ersetzen, den Schneckenangang des Warenumsatzes beschleunigen, gemütslos gegen säumige und dennoch zahlungsfähige Kunden prozedieren, ja schließlich das Kontor vom Frühstückszimmer trennen, kurz, namentlich und rücksichtslos mit jeder Art ehrwürdiger und erprobter Sitte brechen. Statt der Pfeife raucht der Mensch Zigarren und scheint sich nicht einmal, an der Seite einer gastierenden Operndiva Arm in Arm durch die Straßen zu promenieren. Der holländisch-brannische Papa fällt über die Selbstanbel-Kühnheiten des Spröhlings aus einer Entrüstung in die andere, bis er am Ende, durch Wiederrufung eines von dem hellen Söhnen klug eingefädelten Geschäftes am Geldbeutel gestraht, in seinem Unheilbarkeitsglauben erschüttert wird. Die Komik dieser Kämpfe wird durch die Pünkt der alten Loh- meyerischen Kompagnons, der weder im Geschäft noch im Hause jemals etwas sagen durfte, und nun an dem entfalteten Streite sich schadenfroh ergötzt, lächelnwirksam unterhakt.

Um den Erfolg machte sich in erster Reihe Eugen Burg, der dem energiegelassen Streber eine Rolle ganz eigenartiger Liebens- würdigkeit verlieh, und Hermann Vika, der ausgedehnter humor- volle Darsteller des sanft gerahmten Kompagnons, verdient. etc.

Musik.

„Der liebe Papi“ heißt ein von den Herren Feder- Springel verfaßter und von Walter Goerge musikalisch illustrierter Schwanz, der in Montis Operetten-Theater bei seiner Uraufführung einen hübschen Erfolg hatte. Die Exzentriker machten das Ende einer heimlich vollzogenen Liebesheirat, für deren Tatsache ein vier- jähriger, dreiwertiger Jemmer schwerer Junge Zeugnis abgibt, zum Anknüpfen der ganzen Handlung. Um die etwas heilige Geschichte vor der Familie des jungen Ehepaares ins Lot zu bringen, muß ein österreichischer Dragonerleutnant — in Uniform natürlich — all seine diplomatischen Feinheiten aufwenden. Zwar ist es ein schwierig Stück — aber „Der liebe Papi“, besagter Reutnant nämlich, vordringt — es als beliebiger Zufriedenheit. Bei diesem Verberdienst holt er sich auch sein eigenes Lieb.

Der Komponist hat es an netter Musik nicht fehlen lassen, als da sind: Käuze, Lieder, Lieber usw. Etwas almodisch mutet aller-

„Leise!“ warnte Frau Dulske.
„Ich hab’ ne Trompete“, flüsterte der Junge. „Frau Dulske! ne richtige Trompete!“

„Dah Du dich nicht unterstehst!“ sagte die Mutter. „Hier darfst Du nicht blasen.“

Die beiden Frauen hörten gerührt auf das feine, singende Stimmchen und blickten auf Dulske, der die Augen geschlossen hatte und lächelte.

Dem Jungen ward es unbehaglich; er drückte sich vorsichtig zur Tür hinaus. Aber auf dem Korridor kam es mit Macht über ihn. Daß sie seine Trompete so gar nicht beachtet! Er mußte blasen! Wenn auch nur ganz leise. Er legte vorsichtig die Lippen an, brachte keinen Ton heraus. Er steigerte seine Anstrengungen, verzog darüber alle Vorsicht, und plötzlich riß ein heller, schmerzender Schrei kurz und scharf abgebrochen die Stille entzwei.

„Wengel!“ Die Mutter war mit ihm im Fluge hinaus.
Frau Dulske hatte auch unwillkürlich zwei Schritte nach ihm getan, hörte es in der Stube poltern und eilte zurück.

„Ihr Mann hatte sich starr aufgerichtet und warf wilde Blide umher.“

Lieschen sah auf der Erde und weinte.
Und neben ihr lag die Puppe mit zerbrochenem Hals...

„Richard! Um Gotteswillen!“
Sie tastete machtlos an ihm herum und versuchte, ihn auf das Sofa zu drücken.

Aber er wehrte sie ab: „Weg! Weg!“
Seine Arme gingen stotternd; er hatte einen Fuß vorgestreckt und die Hände gefaßt. Und noch immer liefen die Blide wild in der Stube umher, bis sie an der Puppe am Boden haften blieben.

Da fielen ihm die Arme herab, sein Auge ward stier, und er murmelte: „Tot!“ „Gob ratlos die Arme: „Tot!“

„Aber Richard, Richard!“ Frau Dulske rief es weinend und entsetzt. „Komm zu Dir! Du träumst! Das ist doch die Puppe!“

„Blut!“ sagte er und ließ sich nun willig aufs Sofa drücken.
„Blut!“

„Es ist ja kein Blut, Richard! Es sind doch nur Sägespäne!“
Sie streifte sie ihm die Wangen und wiederholte fortgesetzt: „Die Puppe, Richard. Kein Blut, bloß Sägespäne.“

„Sägespäne!“ Die Spannung in ihm ließ allmählich nach. Er lächelte matt und sah dann erstaunt zu ihr auf. „Was war denn, Martha? Wir war eben eben dumm. Ich dachte, ich wäre...“ Eine Handbewegung. „Aber ich bin ja zu Hause!“ Ganz verwundert.

„Warum weinst Du denn, Lieschen? Komm, mein Kind. Vater laßt Dir morgen ne neue Puppe, viel schöner noch als die andere.“

„Oel schöner,“ sagte Lieschen im Weinen, schon halb getröstet, und stand auf.
„Und ich,“ Frau Martha drohte nach der Tür. „Loh keinen mehr herein. Keinen! Richard, hab ich eine Angst ausgehanden!“

Sie hielt beide Hände auf der heftig atmenden Brust.
Er wachte noch einmal mit einem leisen Argwohn zu Boden und lächelte glücklich: „Es sind ja bloß Sägespäne, Martha.“
Und Frau Martha holte den Faden und legte sie eilig auf.

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Dieleky, Reulsh. Für den Inzeratenteil verantw.: H. Blode, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlag u. Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

dings seine Vorliebe für Horngeliffandos an; wie auch darin ein Widerspruch gefunden werden kann, daß zunächst consonantisch auf der Bühne heramgepfungen, hernach aber dem Wiener Valse ein Hymnus dargebracht wird. Ob Goerge jemals über die bisherige Operettenkablone hinaus zu neuen Formen gelangt, bleibt abzu- warten. Immerhin kann man sein Ersilngswert als Abichlag- zahlung gelten lassen.

Kleines Feuilleton.

Er schmierte wie man Stiefel schmiert . . .

Der „Simplicissimus“ bringt eine Geschichte „Der Tod in Klandern“ von Adolt Köster, eine Novelle, die mit großer Betrieb- samkeit jene Erzählung von den jungen Regimenten bedichtet, die mit dem Gesang von Deutschland, Deutschland über alles“ ins Feuer gingen. Nach der naiven Auffassung des Romanisten ist das so zu verstehen, daß die jungen Kriegesfreiwilisen das Lied nicht etwa nur beim Anmarsch sangen, sondern buchstäblich beim Vor- geben in Schützenlinie („über alles in der Welt“) mit Hinzusetzen und Aufsprängen („wenn es stets zum (1) Schuß und Truhe“) usw. usw., bis hin zum feindlichen Schützengraben („von der Waid bis an den Welt“) usw. usw. Tatsächlich ist die betreffende Zeile des Liedes jeweils den fünf Zeilen in Sprechdruck beigelegt, in denen die Entwicklung des Gedichtes geschildert wird!

Viele primitive Vorstellung eines braven Nichtkombattanten findet ihr Gegenstück in der Chronologie der Ereignisse, die Köster schildert. Seine jungen Heldenprimaner stellen sich beim Kriegs- ausbruch als Freiwillige. „Sie wurden zehn Wochen lang ausgebildet“, bricht es dann. „Aber, o Wunder, nach- dem sie dann noch drei Wochen in Belgien gewesen haben, rekeln sie sich immer noch...“ in der Septembersonne auf der Wiese!“

Von Anfang August dreizehn Wochen gerechnet — das gibt bei anderen Zeiten schon Mitte November. Aber dann konnten sie sich ja nicht mehr auf der Wiese rekeln!

Natürlich geht es so nun immer weiter. Sie warten noch einige Wochen, und dann, nachdem sie auch noch acht Tage in der Front lagen, weht ein kräftiger — Oktoberwind. Warum? Da es doch nun, nach mindestens 16 Wochen, Dezember sein müßte! Warum? Weil zu der Phantasie des Dichters gehört, daß die Primaner zivornal einen Fluß durchschwimmen und einen ganzen Tag lang auf Bäumen hocken müssen. Jeden Mann. Zur Beobachtung des Feindes.

Hierauf vergehen wieder einige Wochen (von Ende Oktober bis Mitte November). Die Geschichte spielt nun also eigentlich schon im Januar 1915. Und steht im „Simplicissimus“ vom 22. Dezember.

So dichtet ein gewandter Mann, um den Anfüßig nicht zu ver- passen. Wie lang doch Platen von einem (immerhin noch lange nicht so fixen) Kollegen?

„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, Vergoß mir diese Tropfe, und war ein Held an Fruchtbarkheit, Wie Calderon und Lope.“

Italienische Schulkinder über den Krieg.

Der italienische Volksschullehrer Franco Clarantini hat eine Anzahl von Schülern und Schülerinnen der Elementarklassen von Malsänder Schulen um ihr Urteil über den Krieg gefragt und das Ergebnis dieser Umfrage fürlich im „Avanti“ veröffentlicht. Die meisten der Beantworten gaben sich als Friedensfreunde zu erkennen, insbesondere die Mädchen. Nachfolgend einige der Antworten:

„Der Krieg ist hoffenswert, weil man in Kriegzeiten nicht mit der Eisenbahn fahren kann.“ „Ich bin gegen den Krieg, weil so viel jun-e Leute zugrunde gehen. Wo sollen denn die Neugeborenen herkommen? So was braucht doch Zeit.“ — „Ich hasse den Krieg, weil er gerade die Jüngsten und Tapfersten vernichtet.“ — „Ich, weil ich drei Bekannte im Felde gesehen habe.“ — „Weil mein Vater Vertreter auswärtiger Häuser ist und nicht mehr so viel Geschäfte machen kann, wie vorher.“

Die Antworten der Kriegschwärmer und heranwachsenden Gegner der Neutralität machen aus ihrer Freundschaft für Frankreich und Belgien und aus ihrer Abneigung gegen Deutschland kein Hehl. Ein Antila in kurzen Holen antwortete ruhig und lächelnd: „Mir gefällt der Krieg, weil er sowohl Menschen wegschafft. Ob Belgier, Russen, Desterreicher, Engländer, darauf kommt es mir nicht an.“ Andere der kleinen Gernegroße antworteten: „Ich wünsche den Krieg, damit Italien an Macht wächst.“ Oder: „Mir gefällt der Krieg, weil ich dabei Gelegenheit habe, so interessante Sachen in der Zeitung zu lesen.“

So parodieren die Kleinen die Großen.

Weihnachten bei Freund und Feind.

Eina seit der Zeit der Carolinger ist der stälische und bürger- liche Jahresansang auf Weihnachten festgesetzt worden, und dieser Brauch blieb bestehen bis zur Einführung des Gregorianischen Kalenders; daher mag es kommen, daß sich vielfach Weihnachts- sitten erhalten haben, die sich eigentlich auf Neujahr beziehen. So vor allem die Umzüge der Kinder und Erwachsenen, die am Weih- nachtsabend, oft mit der Einführung von Weihnachtsfesten ver- bunden, bis in unsere Zeit üblich sind. In Deutschland tragen die Kinder dabei häufig den unheilbringenden Hummelkopf und mit Moos ausgelegte Ruten, mit denen die Vorübergehenden geschlagen werden. Im Tropfbauer Arzeife gehen drei Personen, als Christkind, Gabriel und Petrus, umher, im Ergebirge der heilige Petrus mit dem Knecht Ruprecht, in Oesterreich aber, und namentlich im südwestlichen Teile von Niederösterreich, ist es der heilige „Riffo“ mit Bischofsstab und Ritra, der die Kinder beten und den Ring lösen läßt, für künftige Verfehlungen eine in Kast getauchte Rute zurückläßt, und den Kindern aufträgt, ihre Schuhe hübsch vor die Tür zu stellen — vielleicht, daß sie dann am anderen Morgen darin Geschenke finden.

In England gibt es vereinzelt noch Aufzüge von Kindern (nummers), bei denen Weihnachtsspiele aufgeführt werden, und Carolansänger (carol = Lied); in Romsgate in Kent und auf der Insel Abnert erscheint ein hölzernes Pferd. Der Weihnachtsbaum, der ja bis in die letzten Zeiten hauptsächlich nur in Norddeutschland üblich war und hier namentlich den Protestanten als Ausdruck der Weihnachtsfreude galt, hat erst verhältnismäßig spät in Eng und Eingang gefunden; dagegen werden die Zimmer mit immergrünen Zweigen geschmückt, in der Mitte der Halle wird ein Weiffelsweig aufgehängt und auf dem Herde ein großer Holzkloß (Christmas- block) angezündet. Besondere Gerichte sind dort ein Eberkopf, Kasteten, Truthühner und der Pumpernickel.

Ein Truthahn gehört auch in Frankreich, namentlich in der Provence, zum Weihnachtsessen, ferner das Weihnachtsbrot (calendau) und Mandelfuchen, die mit immergrünen Strohpalmen geziert, aufgetragen werden. Auch der Weihnachtskloß (buche de Noël) kommt häufig in Frankreich vor. In der Provence wird er von dem Hausvater dreimal mit Wein besprengt, von allen dreimal um den Tisch getragen, dann zum Herd geschoben und angezündet; das Feuer wird so gedämpft, daß es die Weihnachtskloß über nicht erlischt. In Burgund glauben die Kinder, daß aus der „buche de Noël“ in der Nacht Stigheiten für sie hervorvorkommen. Wo in katholischen Gegenden die erste Weihnachtsmesse noch am Ritters- nach gehalten wird, wird am Abend vorher eine religiöse Kollation, natürlich mit Weinzipfen, genommen, in Frankreich, wo den Gläubigen die heilige Kommunikation bei der Weihnachtsmesse gestatten zu sein pflegt, wird bei der Rückkehr eine kleine Maßzeit genommen, bei der Würst eine beliebte Speise ist.

In Rußland endlich sind die rauschende Nacht der Zere- monien, der Reichtum der Liturgie, die Summe der festgewandter Charakteristika, doch fehlt bei ihnen in den Weihnachtsfeiern, wie überhaupt in jedem Gottesdienste, fast immer die Predigt. Bemerkens- wert ist, daß sich namentlich hier die Weihnachtsbräuche mit den

Neujährsitten darat vermischen, daß eine Scheidung oft nicht mehr möglich ist. Die Erziehung der Zukunft spielt eine große Rolle. So sehen sich zum Beispiel alle ledigen Anwesenden in großem Arzeife auf die Erde. Vor jedem wird dann ein häußchen Getreide gesäuftet, und sodann aus einem Nord ein lebendiger Hahn hervor- geholt, der sich abdann daran macht, vor dem Kaiser zu piden. Der- jenige nun, von dessen Körnern er zuerst pidi, wird sich im kommen- den Jahr zuerst verloben. Kräh der Hahn, so bedeutet es ein großes bevorstehendes Glück.

Die Verdeutschung der Heeresprache.

In der Zukunftskilderung einer Berliner Herbstparade des Jahres 1920 entwickelt Hans Werner Tannheim im neuen Heite der „Grenzboten“ ein Bild von der Verdeutschung der Heeresprache, die er zu diesem Zeitpunkt als vollkommen durchgeführt voraussetzt. Tannheim gehört zu den radikalen Verdeutschern, wie etwa aus folgendem Sage seiner Schilderung der Aufstellung der Truppen in Parade zu erkennen ist:

„Der Stabschef hat folgen die Kampfscharen der gesamten Leib-Reitbermacht, nämlich die ersten und zweiten Leib-Panisch- reitler, die drei Leib-Regimentärleutnants, die Leib-Klein- reitler sowie die beiden Leib-Reitregimentärleutnants.“

Die wenigsten Leser werden wohl in der „Stabsbesuche“ die Artillerie und in den vier angeführten „Leib-Reitregimentären“ die Gardefürstler, Gardeulaler, Gardeulaler und Garbedragonen- regimente erkennen. Die Infanterie wird bei Tannheim zum Schießpulver, der Offizier zum Ritter, der Generallieutenant zum Heerführer, die Kolonne zur Zeile. Selbst die Truppen finden vor Tannheims Auge keine Gnade, sie werden zum „Heerwolf“ und der „Marsch“ zum „Schritt“. Das Kommando „Präsentiert das Gewehr!“ wird durch den Befehl „Gewehr zum Gruß!“ abgelöst, der an das „Gott zum Gruß“ erinnert. Den kommandierenden General des Gardekorps“ durch den Befehlenden Ober- heerführer der Leib-Oberheeremacht“ zu ersetzen, ist freilich ein bißchen stark. Solche Verdeutschungen sollen wohl den Feind schädigen, indem er sich daran die Zunge bricht?

Notizen.

— Theaterchronik. Im Lessingtheater findet am Freitag nächster Woche die Erstaufführung von Ernst Kosmers Märchenstück „Königshunder“ mit der Musik von Engelbert Humper- bind statt.

— Vorträge. In der Urania hält am Mittwoch und Sonnabend nächster Woche Herr Victor Biens von Rautenfeld einen Vortrag mit Lichtbildern: „Natur und Kultur in den Baltischen Ostseeprovinzen“.

— Hermann Sudermann schreibt uns: „Der Rehrüm meines im Volkstum gehaltenen Kaiserliedes, dem Sie vor einigen Tagen die Ehre des Abdrucks gönnten, hatte, als ich vor Monoten die Zeile in die Welt schickte, den bößwärtigen Wortlaut noch nicht, den er inzwischen angenommen zu haben scheint. Er lautete damals: Der freie Mann, der deutsche Mann, Liebt seinen Kaiser, wie er kann. Und bließ ihn hoch und wert. Und haust die Feinde feste man, Er ist und bleibt der beste Mann, Denn er schliß unser Schwert.“ — Für andere Variationen darf ich mir wohl gestatten, die Verant- wortung abzugeben.“

Jene Fassung, die uns der Verlag mitteilte, weicht allerdings vom Original an einigen Stellen ab.

Schach.

S. Loyd.



Weiß, am Zuge, gewinnt.

Lösung.
v. Freimann. Falk.
1. e4, e3; 2. Sf3, Sc6; 3. Le5.
4. b2-b4 Le5xb4!
5. e2-c3 Lb4-c5
Besser ist La5!, um auf d2-d4 mit d7-d6! den Bau bedfen zu können. (Siehe unsere Spalte vom 19. Dezember.)

6. d2-d4!
Dies ist härter als 6. 0-0 d6;
7. d4, Lb5!; 8. de, de; 9. Dxd7, Sxd7; 10. Sxe5, Le5: x Unnähernd Ausgriß.
8. ... e5xd4
7. 0-0-1 d7-d6!
Schwarz hat nichts Besseres. 8. B.

7. ... de; 8. Lxf7, KxL;
9. Dd5, K8; 10. Dxd7, de;
11. Dxc3, Df6; 12. Dd8, DXT!;
13. Lh2, Se5; 14. De2, Dxa2;
Lxe7! nebt DxD.
Dber 7. ... d3; 8. Sg5, Sh6;
9. Sxf7, SxS; 10. LxSt, KxL;
11. Dh5, g6; 12. Dxd7, d6;
13. Dh5, Le6; 14. Dxd7 mit gutem Spiel.

8. c3xd4 Le5-b6
9. Sh1-c3 Sc6-a5
Bist als das beste. Auch bei 9. ... Lg4; 10. Lh5, Ld7; 11. e5, de;
12. Te1, Sg7; 13. d5: c: hat Weif starken Angriff.
10. Le1-g5! f7-f6
Bei 10. ... e7 entwickelt sich der Angriff mit 11. Sd5, f6; 12. Lxf6!, gxf6; 13. Sxf6, Kf8; 14. Sg6 nebt event. Dh5: x.

11. Lg5-g6 Sa5xc4
In einer anderen Partie folgte
11. ... Lg4; 12. Le2, Se7; 13. d5, 0-0; 14. LxL, Sxb6; 15. Sd4, Ld7; 16. f4, Sg6; 17. Lg3: x zu-

gunsten von Weiß wegen der Schwäche des Feldes e5.
12. Dd1-a4! Dd8-d7
13. Da4xc4 Dd7-f7
14. Sc8-d5 Le8-e6
Auch 14. ... e6; 15. SxL, axb6;
16. Dd4: x: oder für Weiß günstiger.
15. Dc4-a4 Le8-d7
Auf Dd7 folgt SxL.
16. Da4-c2 Ta8-c8
17. a2-a4 Lb6-a5
18. Dc2-b2 Ld7-c6?

Etwas besser war Tb8 ober e7-e8.
Aber Schwarz steht jemais nicht gut, und in idelsten Stellungen ist auch die klare Überacht aller Drohungen des Könners gemüßlich getriht.
Diese Psychologie bewirkt dann sehr oft schwächere Züge.
19. Sd5-f4 b7-b6
Lxe4 geht nicht wegen Dd5! und auf Tb8 folgt d4-d5 nebt Lxe7!
20. d4-d5 Le8-d7
21. Sf3-d4 Sg8-e7
22. Sf4-e6
Der Springer beherrscht nun das ganze Spiel.

22. ... c7-e6
23. Lb8-d2 La5xc2
24. Dd2xc3 c6xc5
25. e4xc5 Ld7xc6
Auf Sxc5 entsheldet Sf5!
26. Sd4xc6 Ke8-d7?
27. Tf1-e1 Tb8-c8
28. Dd2-d5 Aufgegrben.
Die Drohung Dd5! ist nicht zu parieren. Dr. Ostaus! Dieser theo- retisch interessanten Partie illustriert die sogenannte „Normalvariante“ des unansgambit und bildet einen Beitrag für unsere Behauptung in der Kna- nge vom 19. Dezember, daß 5. ... Ld5! besser ist als 5. ... Ld5!